

Marburger akademische Reden.

1905. Nr. 12.

3. 5. 1895

28. 5. 1895

Schiller und Bismarck.

Zwei Ansprachen

gehalten in Marburg

von

Theodor Birt.

A 10

M 50

Marburg.

H. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1905.

Schiller und Bismarck.

Zwei Ansprachen

gehalten in Marburg

von

—
Theodor Virit



Marburg.

W. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1905.

*Handl. 42. 11. 65.
H.*



Aug I 1238

I.

Ausprache,

gehalten

bei der allgemeinen Schillergedenkfeier

am 9. Mai 1905.

Hochansehnliche Festversammlung!

Wir feiern heut ein Gedenkfest. Es handelt sich um einen der ganz Großen in der Weltgeschichte des Geistes, einen der größten, ruhmvollsten Männer, die Deutschland erzeugt hat. Kein Geldherr, kein Staatsmann, kein König — es ist nur ein Dichter, und seine Phantasien und die goldenen Worte, die er der Welt und dem deutschen Volke gegeben, sind die Schlachten, die er schlug, die Provinzen, die er erobert hat. Sie schweben über uns in den Wolken, diese Provinzen, sie liegen im Sonnenlicht jenseits der Wirklichkeit.

Am heutigen Abend, vor nun hundert Jahren, am 9. Mai, zwischen 5 und 6 Uhr des Nachmittags starb Friedrich Schiller, 45 Jahre alt, noch ehe er in der Curve des Menschenlebens die Höhe erstiegen, und in allen tausenden Städten nicht nur diesseits, sondern auch jenseits des Oceans, wo immer gesundes Deutschthum blüht, rüfet man sich, wie wir, und strömt zusammen in dieser Stunde, seinen Namen zu feiern durch Wort und Lied. Die beiden Hemisphären der Erde klingen zusammen; auch Nordamerika er richtet ihm Standbild auf Standbild; es weiß, was es unsern Schiller zu danken hat.

Deutschland versank in tiefste Trauer damals, als Schiller starb. Uns dagegen ist der heutige Tag ein Tag freudigen Siegesgefühls. Denn er lebt, dieser Todte, und steht uns nahe und ist nun schon durch ein Jahrhundert der Hausgenosse eines jeden. Es ist leicht ihn zu lieben; es ist erziehend sich über seine Größe klar zu werden. Dies zu versuchen, ist eine Pflicht der Frömmigkeit; es ist die schöne Pflicht dieser Stunde.

Ein volles Jahrtausend seit Karl dem Großen hat Deutschland auf seine Classiker und Nationaldichter warten müssen. Das Mittelalter erzeugte Dante, und Dante ist noch heute der Hauptdichter Italiens, den das Volk liebt und liebt. Die deutschen Sängler des Mittelalters dagegen, die Dichter des Sängerkriegs, sind verkungen, und unsere Nation versteht sie nicht mehr. Das 16. Jahrhundert gab den Engländern ihren Shakespear; und Shakespear ist noch jetzt der eine große Dichter Englands, der alles überragt. Dasselbe 16. Jahrhundert gab uns Deutschen Luthers Reformation, aber keinen Dichter dauernden Werthes. Dann kam der dreißigjährige Krieg und verwüstete das Land; und während in England das Volksleben schon damals zur Freiheit und Selbstverwaltung heranreife, lagen Frankreich und Deutschland in den Händen der Despotie und bezaghten den Luxus und die Kaster der Höfe mit dem Schweiß ihrer Arbeit und mit ihrer Unmündigkeit. In Deutschland stand kein Mann auf und fand das Wort, das Noth that. Die Schriften der Franzosen und Engländer überschwebten vielmehr unseren Büchermarkt, Bücher, die die Höhe der damaligen Cultur darstellten, und Friedrich der Große, der die Despotie seinerseits zu veredeln suchte, wollte von seinem Volk, für das er sich mühte, nicht glauben, daß es fähig sei, eine schöne Litteratur zu schaffen, d. h. deutsches Gefühl in deutschem Wort so darzustellen, daß es ewig gelte. Die vorausliegenden Jahrhunderte gaben dem klugen König recht. Aber er tauschte sich dennoch. Der dreißigjährige Krieg war endlich zur Noth verwunden: da hoben sich schon die deutschen Geister aus ihren engen Kreisen und reckten das Haupt; und in der sechshundertlangten Sehnacht nach dem Großen jubelte man Klopstock und Lessing, Wieland und Goethe entgegen.

Aber Klopstock gab doch nur seinen Messias, und an seiner geltsamen Erhabenheit ermüdete das Publikum rasch. Wieland wußte nur annuthig zu unterhalten, Herder nur anzuregen. Lessing suchte eine deutsche Bühne zu schaffen; aber seine Dramen, technische Meisterwerke, waren zu fein und zu schlichtern, und ihnen fehlte der Herzschlag und das starke Wort. Goethe gab damals seinen Götz und seinen

Werther, und das war endlich wahrstes Menschenleben; aber der Götz tangle doch für die Bühne nicht; und Werthers Leiden war nur ein Liebesroman zu drei Personen; der ganze Welt-schmerz eines deutschen Jünglings hat sich darin verewigt; ganz Deutschland weinte mit diesem Jüngling, und die Frage nach dem Recht des Selbstmordes wurde ein Modethema. Aber das war doch nur die Poesie im Winkel des deutschen Kleinlebens, die sich da aufhat, und ihr Ausgang war Resignation, Verzicht und Selbstaufhebung.

Da erhob sich aus Stuttgart die große Stimme eines jungen Arztes. Er war eben 22 Jahre alt. Er hatte wie im Zwinger dahingelebt und den Druck des Landesjochs an sich selbst erfahren. Er brach aus, warf seine Räuber aufs Theater, und ein elektrischer Schlag schlug durch Deutschland. Der Nationalfrei der Nation war auf einmal erschollen. Kein Verzicht, nein, nein! Es galt die großen Forderungen an's Leben! Freiheit und Gerechtigkeit! Republik! Die Schürbrust der Gehege zerrissen! Verzeigung für das Kaster und Mitleid für den Verbrecher; denn die Verlorenheit der Mächtigen kann jeden Edelsten zum Verbrecher machen. Die unmlndige Nation soll mündig werden. Der Schrei war erschollen und kehrte nicht zurück. An den Grundfesten des Staats und der Gesellschaft riittelte hier ein unbedachter Snabe: aber der Snabe war zugleich ein grandioses Talent, ein Künstler ersten Ranges. Er hieß Friedrich Schiller. Sein Gedicht übertraf alles, was da war, an Macht des Aufbaues, Gedankenfülle, derber Kraft der Gestalten, orkanartigen Redefürm. Und dieser Schiller wußte nicht: auch sein Verma im Giesee ringt für die Republik; der Dotsch ist gezükt für den Käsaren. In Rabale und Liebe bännt sich der Bürger knirschend gegen die Priviolität der Allmächtigen auf. Die Gerichtsbarkeit der Bühne trat in Funktion, da die wirklichen Gehege nicht halfen. Im Theater war jetzt der Pulsschlag des Lebens; der junge Dichter selbst von Verehern und neugierigen Reisenden überlaufen. Auch in Paris spielte man Schiller's Räuber: ein Bündstoff für die Revolution.

Während Goethe sich wie ein breites Gebirge voll Quellenrauschen und Wiesenduft über Deutschland legte, glich Schiller dem Vulkan, der jählings und steil aus der Tiefe stieg, glühende Lava entsendend, wundervolle Feuerflammen um seinen Scheitel.

Aber er beruhigte sich; er holte tief Athem. Deutschland hatte voll Ungeduld, bis der Don Carlos fertig war. Auch der Carlos noch ein Kampfstück, aber ein Drama reiner, geläuterter Menschlichkeit, das im goldenen Fluß der Zeiten dahinrollt. So trat Don Carlos neben Lessings Nathan. Das Fürstentum wird hier nicht mehr bedroht; aber Geistesfreiheit, Deutschfreiheit, Rettung der Menschenvürde in herzbewegendem Ungestüm gefordert: das ist es, wofür beide Freunde, Carlos und Posa, sterben. Es geht um die heiligsten Güter, und jetzt mußte der Deutsche, worauf er zu schweben hatte.

Und man harpte wieder. Schiller bog ab, begann Geschichtswerke in Prosa zu schreiben, mit solch innerer Wahrheit, Belebung und politischem Weitblick, daß er — ein führeloser Autodidakt — Epoche machte auch auf dem Gebiet der historischen Darstellung. Dann nistete er sich ein in die Werkstatt der Philosophie und eroberte sich rasch eine führende Stellung unter den deutschen Denkern. Die philosophische Schulung ist das starke Rückgrat des sicheren und hochgewachsenen Schiller'schen Geistes geblieben. Schiller ist der Dichter der Dichtung und Antithese wie kein anderer.¹⁾

1) Man vergehe, daß die Rede hier unter den Dichtern sindesteigt. Es gäbe unendlich Vieles anzumerken. Aber die Gelegenheit gebietet größte Kürze. Was das oben Gesagte betrifft, so arbeiten ja Schiller's philosophische Schriften durchweg mit Satz und Gegenstand; aber auch seine Epigramme und anderen Dichtungen, wo immer er sentenziös spricht, sind davon erfüllt. Man denke nur an solche Zeilen wie:

Hast du etwas, so teile mir's mit, und ich zahle, was recht ist.

Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Kannst du nicht schon empfinden, dir bleibst doch, vernünftig zu wollen,

Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vernagst.

Mit Feinheit ist ferner bemerkt worden, daß Schiller der Dichter des Platon, Goethe der Dichter des Verbum ist. Das hängt mit der Vorliebe

Der Vulkan hatte sich beruhigt. Ein befruchtender Regen war auf ihn gefallen, und Wein voll bewußtem Feuer wuchs jetzt an seinen Hängen. Das Schönste, das tendenzlos Schöne gab Schiller alsdann in den letzten sieben Jahren seines Lebens.

Für Tieser, für Definitionen zusammen. Dem Schiller's Schlagworte kleiden sich aufsteigend oft in die Form der Definition. So sagte gelegentlich auch Schiller: „Kürze ist des Witzes Seele“ und die alten Römer: „Neder Tag ist der Schiller des vorigen.“ Man wird sich nicht ungern hier an allerlei Schiller'sche Sprüche und Ausrufe erinnern lassen, wie z. B.: Die Liebe ist der Liebe Preis. — Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. — Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! — Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. — Die Menschheit ist der Unstimm. — Das Gesetz ist der Freund des Schwachen. — Recht stets behält das Schicksal; denn das Herz in uns ist sein gebiet'rischer Volkstheuer. — Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Liebel größtes aber ist die Schuld. — Die Fabel ist der Liebe Heimathwelt. — Der Menschheit Engel ist die Zeit. — Gehorsam ist des Christen Schmund. — Rom in allem seinem Glanze ist ein Grab nur der Vergangenheit. — Nicht, was lebendig kraftvoll sich verkündet, ist das gefährlich furchtbar; das ganz Heine ist's, das ewig Geheige. — Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis. — Die alten Ordnungen . . . unschätzbare Gewichte sind sie. — Der Weg der Ordnung ist kein Unweg. — Des Menschen Thun ist eine Ausruf von Verhängnis. — Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern. — Wir sind die Alten noch! — Der Malteus, der einge, der dir schadet, ist der Zweifel. — Friede sei dir erst Geläute. — Selbst Geistes letzter Ausruf giebt auf das wirkungsvollste eine Erkenntnis in der Form einer Identifikation: Das ist Tiefs Beschoß! — Reich ist auch Wallenstein's Lager: Der Soldat allein ist der freie Mann. — Des Menschen Wille, das ist sein Glück. — Das Mädchen ist kein über Wissen! — Der Bauer ist auch ein Mensch, so zu sagen. — Und gar die Mäuer: Sterben ist Flug in seine Arme! — Nach ist mein Gewerbe! — Ich bin mein Himmel und meine Halle! — Die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze.

In anderen Fällen wird nur die Eigenschaft ausgesagt, wie in dem biblischen: „Gehorsam ist besser dem Opfer“ oder in Franz Moor's: Ich will aber nicht unsterblich sein.“ So nun weiter: Stets ist die Sprache kecker als die That. — Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. — Das Wort ist frei, die That ist stumm, der Gehorsam blind. — Mein Sohn, nichts in der Welt ist unbedeutend! — Verstellung ist der offenen Seele fremd. — Gefügelt ist das Glück und schwer zu binden. — Der Starke ist am mächtigsten allein. — O mächtig ist der Trieb des Vaterlands! — O Gott, das Leben ist doch schön! — Kurz ist der Schmerz und ewig

Es sind die Dramen von Wallenstein bis zum Dometrias, Werke der größten Versabilität; denn kein Drama glich dem andern im Bau;¹⁾ voran der Wallenstein, sogleich als „kolossalisches Phänomen unserer vaterländischen Literatur“ von der Kritik begrüßt. Die Jugend jauchzte ihm zu. Alles Sehnen schien erfüllt. Man stülpte sich auf einen neuen Boden gestellt. Bonapartes Siege

ist die Freude. — Der Wald ist kurz, die Reu ist lang. — Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei. — Ernst ist das Leben, heiter die Kunst. — Schwer ist die Kunst, verhänglich ist ihr Preis. — Wohlthätig ist des Feuers Macht. — Gefährlich ist's, den Leu zu wecken u. s. f. — Wundervoll ist Bacchus' Gabe. — Sogar im Pauschlied: Herd ist des Lebens innerster Kern! — Weiter: Ewig jung ist nur die Phantasie. — Der Einfall war kindisch, aber göttlich schön. — Eng ist die Welt und das Wehnen ist weit. — Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. — Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit. — Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre. — Dazu dann noch persönlichere Wendungen wie: Mein Weg muß grab' sein. — Seid einig! — Ich bin der letzte meines Stammes. — Mein ist der Helm! — Schön vor allen Jünglingen war er. — Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin. — Die Minnabe ist matt wie meine Seele! — Endlich: Das Haupt ist freisch, der Magen ist gesund, die Beine aber wollen nicht mehr tragen. — Und dazu dann noch die Ortsangaben: Mann ist in der kleinsten Stütze u. s. w. — Freiheit ist nur in dem Reich der Träume und das Dort ist niemals hier! — Doch ich breche ab; denn man soll auf das Augenfällige nicht mit Fingern weisen.

1) Dieselbe Versabilität verrät sich in Schillers Balladen. Obgleich über diese Balladen eben jetzt fördernde Abhandlungen erschienen sind, scheint mir dies doch hervorhebenswerth. Wie grundverschieden der Kampf mit dem Drachen, der Freidolin und der Polykrates! Schiller wußte: der Stoff erzeugt sich selbst seine Formen, und die Verschiedenheit der Stoffe hat diese überraschende Mannigfaltigkeit erzeugt. Der Kampf mit dem Drachen wie die Episode aus einem Epos voll tiefgründiger Weisheit; der Ring des Polykrates den hastigen Gang der Schicksalsfällige durch die Gasse der Darstellung machend; der Freidolin ausgezeichnet durch volkstümliche Einfalt und harmlose Ausdrucksfähigkeit; dies bemerkte an ihm, ohne Tadel, schon die Recension vom Jahre 1801 in der Neuen allgem. Bibliothek (Bd. 61); der Gang nach dem Eisenhammer lieft sich, als hätte ihn ein anderer Dichter geschrieben. Der Stoff selbst hat das bedingt; die Wirkung wäre lächerlich, wollte man diese kindliche Geschichte im Ton der Kraniche erzählen. Aber nur dem Genie stehen diese verschiedenen Stilarten zur Verfügung.

vergaß man über Schillerschen Versen. Süddeutschland war in Feindes Hand, und der Dichter konnte mit seinem Verleger Gotta in Tübingen nicht verkehren. Ihn socht es nicht an, und er fuhr fort die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, um seinem Volk in ihr das Ewigmenschliche zu zeigen. Jenerseits Studenten, fünfzig Wagen voll, wie die Zeitungen meldeten, fuhren zur Erstausführung der Braut von Messina nach Weimar und brachen am Schluß in ein Vivat auf den Dichter aus. Daß war im Hoftheater etwas Unerhörtes, und der Herzog Karl August ließ die Studenten polizeilich verwarnen. So gewöhnte man sich an die großen Gaben, die Jahr für Jahr wie bunte Sterne vom Himmel fielen — als Schiller starb. Er starb. Man wußte längst, daß er kränkelte. Ein Schreck ging durch alle Herzen. Mit seinem Tode brach wirklich das Unheil über Deutschland herein. Schon folgenden Jahres die Schlacht bei Jena. Die Fremdherrschaft im Land. Deutschland zerrissen, geplündert, ausgelogen. Dummstüßiges Schmachgefühl die einzige Antwort, die man hatte. Der Herausgeber des Reichsanzeigers erließ einen Aufruf an alle Bühnen, durch Vervollständigungen für die Witwe des Dichters zu sorgen; man wollte ein Gaudium für sie erwerben, und es sollte „Schillerhain“ heißen. Aber unter der Kriegsnot verfiel der Plan. Da zeigte sich, daß Schiller der Nationaldichter, daß er schon damals eine Kraft im Volke war. An ihm hat sich die Nation aufgerichtet. Schon 1805 am selben Abend des 9. Mai, als Schiller in Weimar starb, wurde in Mannheim, das in Napoleons Händen war, der Zell unter brausendem Jubel gegeben. Der Geist des Sterbenden stand auf der Bühne und rief: „Seid einig!“ Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre. Wo ist das Vorbild zu unserer Germania, die mit gezücktem Schwert den Feind aus dem Lande segt? Es ist Schillers Jungfrau von Orléans.

Schiller hat nicht nur den Besten seiner Zeit genug getan; er wurde auch der Erzähler unseres Volkes.

Ich spreche hier nicht von seiner großartigen Verskunst, nicht davon, daß er die Gestaltung unserer modernen deutschen Sprache wesentlich beeinflusste; auch nicht von dem absoluten

Kunstwert seiner Dramen. Goethe hat Nachahmer gefunden, die in mancher Hinsicht ihm annähernd Ebenbürtiges leisteten, in anderem sogar ihn übertrafen. An Schiller hat bisher, wie an Shakespeare, kein Nachahmer auch nur von weitem herangereicht. Ich rede, wie gesagt, nicht hiervon, wohl aber von den vaterländischen Dingen. Gleich nach 1813 trat Ernst Moritz Arndt mit der Forderung nach Reichseinheit und Reichsparlament hervor. Um Freiheit, Einheit, Ausgleichung der Massenunterschiede, das heißt um Vernemenschlichung, begann das Dingen unserer besten Männer, das erst 1870 zu einem gewissen Ende geführt hat. Daß Schiller dazu mächtige Impulse, die schlagenenden Fernworte gab, die alles entzündeten, das weiß ein jeder. Noch 1859, in der Zeit der größten Verzagtheit, klammerte sich das Vaterland an seinen Namen, und das Schillerfest des Jahres 59 war ein heißer Dank der Volkseele an ihren Dichter und ein Appell nach oben, die Forderungen endlich zu verwirklichen, die kein Geist gestellt.

Aber Schiller tat mehr, und das ist für uns das Wichtigste. Warum, frage ich, hat der Dichter der Kläuber nach seinem Don Carlos aufgeführt ein Kampfdichter zu sein, aktuell zu sein, wie man es nennt, und an den Zuständen der Gegenwart zu rütteln? Weil er die Gräuel der Revolution in Paris, die Entartung des Freiheitstaumels erleben mußte. Er erkannte rasch und sprach es in seiner schneidenden Schärfe aus: Das Volk ist für Freiheit noch nicht reif; aber wir wollen es zur Reife bringen. Erst muß die Species Mensch als Mensch gehoben und geläutert werden: dann mag er seine ewigen Rechte sich aus den Sternen holen. Und er begann planvoll die sogenannte ästhetische Erziehung der menschlichen Gesellschaft. Es galt die niederen Triebe und Leidenschaften mit dem Vernunftgesetz der Pflicht im Menschen auszuwücheln. Diese Auswüchslung leistet die Gewöhnung an die Kunst, und zwar an eine idealische Kunst. Und im engen Bunde mit Goethe wirkte und schuf er nun plötzlich in diesem Sinne. Wir dürfen mit Stolz sagen: er hat sein Ziel erreicht. Unsere Dichter, Schiller voran, haben die Nation durch Reinigung der Leiden-

enschaften in der Tat langsam zur Freiheit erzogen. Schon das Revolutionsjahr 1848 fand bei uns ein sittlich gereifteres Volk, und so ist Deutschland, dank ihnen, ohne die Schrecknisse der Pariser Kommune zur Freiheit und Selbstbestimmung gelangt.

Und heute? Sollen wir sagen, der Mörde hat seine Schuldigkeit getan, der Mörde kann gehen? Will man uns diese gemeine Gefinnung zutrauen, ihm unsere dauernde Liebe zu versagen, weil wir den Vorteil in der Sache haben, den er uns bot?

Unsere Abgebrühten in den sogenannten hochgebildeten Kreisen können nicht mehr mit Euse Millerin weinen, können nicht mehr mit May schwärmen; sie sind so außerordentlich verständig, und der Enthusiasmus Marquis Posa's läßt sie kalt. Und gar „An der Quelle saß der Enabe?“ „Ach, aus dieses Tales Gründen?“ Solche Verse, die rührten einst unsere Großmütter, nicht aber die heutigen praktischen Geister, auch nicht die starkegeistigen Grauen-seelen. Was soll uns überhaupt Sehnsucht? Wir haben keine. Was soll uns das Erhabene? Schon das Wort „erhaben“ hat einen veralteten Klang. Wir brauchen ja auch nicht mehr nach oben zu schauen; wir stehen auf dem festen Boden der Realitäten und bedürfen nichts weiter, als daß uns dies unser wohlgeordnetes, genußreiches Leben nicht gestört werde. Darum Prosperität, Wohlstand, Friede um jeden Preis! Und die Dichtkunst? Sie ist unter diesen erfreulichen Umständen müßig geworden und befindet sich heut, wie alle Müßiggänger, auf schlechten Wegen. Statt mit dem Pathetischen, beschäftigt sie sich mit dem Pathologischen; sie analysiert die Trunksucht, analysiert die Geschlechtsliebe und ihre Exzesse, und macht dabei zugleich die dreiste Experimente, um festzustellen, wieviel! Schamlosigkeit man dem Publikum nach und nach bieten kann. Schiller unterschied einst naive und sentimentale Dichtkunst; damit kommen wir heut nicht mehr aus. Für uns ist heute vielmehr das Sentimentale zum Naiven geworden; denn es ist ja grenzenlos naiv, sentimental zu sein, naiv, noch von Schillerischen Idealen zu sprechen. Eine dritte, die blasierte Dichtkunst, das ist der Ertrag unserer Gegenwart. Aber sie ist im Grunde eine verknappt brutale. Jede Zeit hat die Dicht-

kunst, die sie verdient. — Dazu kommt dann noch, daß Schiller so wortreich ist. Wir brauchen heut Depeschensyl — auch in der Poesie —, telegraphische Kürze, als würde jedes Wort bezahlet. Wozu diese Ausführlichkeit? dieser prangende Wohlklang der Worte? Wir sind auch darin Realisten und wollen in jeder Beziehung photographische Treue. Das Alltägliche aber läßt sich am besten photographieren. So sind wir denn bei Hauptmann und Gori angelangt. Wenn aber erst der Kinematograph so weit ist, sich mit dem Phonographen zur kausenden Vorführung von Szenen zu vereinigen, dann ist auch diese modernste Dichtkunst durch die Maschine übertroffen und überflüssig gemacht.

Unser Naturalismus ist aber garnichts Neues. Schon bei den alten Griechen und Römern hat er einst im „Mimus“ geblüht, Jahrhunderte lang, und das Publikum rannte ins Theater mit Gier wie heut. Aber alle die genialisch-dreisten Sachen sind vergessen und wie Spreu verweht; Aeschylus, Sophokles, Euripides allein sind erhalten. So wird auch aus dem jetzigen Chaos des Geschmacks und Ungeschmacks außer Goethe, Lessing und Schiller wenig genug übrig bleiben. Nur das bleibt, was mit Schönheit einen hohen und reinen Sinn verbindet. Warum? Weil nur solcher Dichter in den Zeiten der Not hilft, weil nur er der Jugend in die Hand gegeben werden kann. Und auf unsere Jugend kommt es an. Dem Volkswirtschaftler kann es einerlei sein, ob alte Leute einen Dichter haben, der ihr Herz entzündet; wichtig ist es dem Staat, daß die Jugend gehoben und zu willensstarken Menschen erzogen werde. Schiller ist kein Liebesdichter, kein Dichter des Zuständlichen. Wer nur genießen will, der lese Goethe. Goethe ist wie ein Landsee, aus dessen klarer Flut wie aus einem farbigen Spiegel die Wirklichkeit deutlich und oftmals verklärt zurücksprahlt. Schiller ist ein Strom: auch er spiegelt zwar die Wirklichkeit, aber die ruhige Anschauung wird bei ihm zumeist zerissen durch die mächtige Strömung; er führt und treibt uns vorwärts, vorwärts zu ungeschauten Zielen, und nur bisweilen staut er seinen Fall; dann gibt er uns Gedächtnisse wie die „Glocke“ mit jener Fülle von warm getönten Bildern echten, bürgerlichen Menschentums.

Schiller ist der Dichter der Energie und des Kampfes, der Willensfreiheit und Selbstbestimmung. Um den Willen dreht sich Alles in seiner stark männlichen Natur.¹⁾ „Nimm die Gottheit auf in deinen Willen“ — wer dies sein Wort versteht und befolgt, dem ist schon geholfen aus aller Fährnis und Drangsal des Zweifels. Es ist und bleibt das erlösende Wort für Tausende. Darum leiden nun auch seine Helden nicht; sie ringen vielmehr, sie ringen mit dem Schicksal und setzen ihr Leben für ihr Recht, für ihre Ziele ein, ob sie siegen oder erliegen. Und gerade bei dem Schwachen ist der Sieg; denn das Recht ist bei dem Schwachen. Das zeigt der „Tell“. Mit diesem Optimismus ging Schiller aus dem Leben. Willensstärke, Gesundheit, Männlichkeit, Menschenliebe und Glaube an den Fortschritt alles Guten, das ist das Tragen der Schillerischen Poesie, das ist das unvergleichlich Schwungvolle in ihr, was gewirkt hat und weiter wirken wird von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Und nun endlich Schillers Persönlichkeit. Der Mensch Schiller steht hinter seinen Werken; er hat sie unter Qual und Jubel seinem Herzen abgerungen. Die Betrachtung von Schillers Leben, diesen kurzen, Funken sprühenden Leben, hat schon manchen, der mutlos und in Pessimismus versunken (ich erinnere hier nur an Carlyle), emporgerissen zu frohem Schaffen und Selbstvertrauen.

Aus kleinen Verhältnissen aufstammend, der Sohn eines Verbeoffiziers, wurde er als Knabe von seinem Landesfürsten den Seinen entzogen, auf Kosten des Herzogs auf der Karlschule zwangsweise erzogen. Kein Mutterauge, kein Grauenauge hat auf dem werdenden Jüngling geruht. Sein innerstes Verlangen stand nach der Theologie; der Herzog zwang ihn zu einem Studium, das ihm verhaßt oder fremd blieb. Das Schriftstellern, ja selbst Bücher waren verboten. In tiefer Nacht oder in der Stille der Krankenstuden hat der kühne, hager junge Arzt seine „Räuber“ heimlich gedichtet. Er entdeckte sein Genie, schmeckte die erste Süßigkeit des Erfolgs, und

1) Es wäre unterrichtend, einmal die Stellen gesammelt zu sehen, wo Schiller vom Willen redet. Sogar sein „Rumpfsied im Norden zu fügen“ gipfelt darin.

als die Knebelung nicht nachließ, sprengte sein Freiheitsgefühl alle Bande. Die gefährliche Gluth gelang. Er überließ den Vater dem Borne des Herzogs und irrte bettelarm und verschuldet, auf nichts bauend als sein Talent, unter falschem Namen über die Straßen Süddeutschlands. Entzweielt und kühn begann er allein den Kampf mit der Gemeinheit des Lebens. Das Mannheimer Theater plünderte ihn aus und stieß ihn von sich. Die Schulden wuchsen. Keine Anstellung, kein Beruf in Sicht. Er hätte moralisch verkommen, der Menschenhaß ihn ruinieren müssen. Statt dessen dachte er nur an Läuterung seiner Kunst, Vertiefung seines Wissens und griff nach dem Höchsten, die grauenhafte Wirklichkeit hinter sich werfend, in der Erkenntnis, daß ein deutscher Dichter zugleich ein Führer in der Wissenschaft sein muß. Dabei entstand zugleich das mächtige Werk der Menschenliebe, der Don Carlos. Während er zu versinken schien, verglich er seine Kraft mit den ungeheuren Hindernissen, die ihn umgaben, und er war festen Glaubens, daß er sie überwinden werde. Sein Glaube hat Berge verfest. Ein Wildfremder streckte ihm seine Hand entgegen; die Freundschaft mit Körner begann. Er mußte das Geld des Freundes annehmen, um die nöthigsten Schulden zu decken, um sich nur ausständig kleiden zu können. Da dichtete er das Lied an die Freude, das hinreißende Siegeslied des Glaubens an die Liebe, und Millionen Herzen schlugen mit dem Herzen des Gerechteten zusammen.

Groß wie Gottes Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn
Freudig wie ein Held zum Siegen!

Wie ein Held zum Siegen, aber in großer Bescheidenheit des Herzens ist Schiller alsdann seinen Weg gegangen, bescheiden auch da noch, als der vom Glück verstoßene fahrende Geselle sich endlich aus eigener Kraft zum gefeierten, führenden Mann im Vaterland emporgerungen hatte. Die Welt glaubte, der Dichter der Räuber müsse ein Gigant, ein Berserker sein, und man nannte ihn angstvoll den „moralischen Herkules“ auf dem Gebiet

der Wissenschaften.“ Wer ihn sah, fand ihn still, sanft, hin-
sprechend und milde. Vielen bot er zutraulich und mit vollem
Herzen seine Freundschaft, aber es waren meist ältere Männer,
denen er sie bot. Er hatte das Bedürfnis, emporzuschauen.
So suchte und fand er auch den zehn Jahr' älteren Goethe.
Und der Bescheidene idealisirte stets seine Freunde. Die Ideali-
sierung Goethe's wird Schiller verdankt.

Dieser sanfte Mann aber wurde zu einer bezwingenden Macht,
wenn er Feuer fing und es sich um seine Zwecke handelte. Die
Art, wie Schiller Gespräche führte und hinpann, soll in ihrer
dialektischen Schärfe begaunend gewesen sein. Goethe war ihm lange
sehen ausgewichen; das erste tiefer gehende Gespräch mit Schiller
festelte ihn für immer an ihn. Er pflauderte nicht nur, er wirkte an-
treibend, bestärkend, und riß an den Seelen mit Mithras, sowie
Carlos an seines Vaters Herzen „reißt“. Er hatte die Seelen
umfüllende Beredsamkeit, mit der May den Oktavio, Maria
Elizabeth bestärkt; und er war ein Organisator der Arbeit. So
hat er schon unter seinen Jugendfreunden auf der Karlschule
sührend gewirkt wie Karl Moor unter den Räubern. In Weizsig-
Dresden war er die Seele des Körnerischen Kreises: auf Schillers
Worte hin gelobten sich die Freunde da feierlich, „keine Lumpen
zu sein, Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern ver-
liert,“ und Göttschen schrieb damals über den jungen Schiller die
Worte nieder: „Wir alle haben ihm viel zu danken, und in der
Stunde des Todes werde ich mich seiner mit Freuden erinnern.“

Ähnliches erfuhr nun auch Goethe. Wir können sagen:
Schiller hat sich gleich 1794 Goethes bemächtigt. Goethe war
damals unschöpfend, matt und trieblos; Schiller trieb ihn un-
ablässig, weckte sein Genie, ließ ihn nicht los, auch wenn er ver-
reiste, und unter seinem Antriebe entstand „Hermann und Dor-
thea;“ er zwang ihn zum Wettkampf in der Ballade, wurde der
Führer im Aientenkampf, half ihm bei den Aufsätzen der Propy-
läen, gab ihm großartige Impulse zum „Wilhelm Meister“ und
entzündete sein Herz aufs neue für den „Faust.“ Goethe empfand
es wie die höchste Wohthat. „Sie haben mir eine zweite Jugend

gegeben," so bekennet er ihm. Das ist ein wertvolles Zeugnis. Jugend in der Tat, Jugendungsgeist sprühte in Schiller; Jugendkraft verbreitete er um sich bis an sein Ende. Aber auch aufsteigend wirkte Schiller auf Goethe. In der Theorie der Dichtkunst lernte der Ältere von dem Jüngeren. Durch den durchdringsten Plan des Aufbaues übertrafen die „Wahlverwandtschaften" den „Wilhelm Meister," übertraf der zweite Teil vom „Gauß" den ersten: darin wirkte Schillers architektonisch ordnender Einfluß nach.

Mit Staunen sah Goethe ihm zu. Schiller hatte sich vermählt, sich auf das dürftigste häuslich eingerichtet (so dürftig wohnte kein Kanzlist) und hoffte jetzt endlich auf eine ruhige Zukunft. Da kam 1791 der erste starke Augenanfall; 1800 folgte die zweite schwere Niederlage. Die äußere Not hatte er kaum besiegt, da saß schon in ihm selbst der Feind, der ihn besiegen sollte. Der stehende Schmerz, die Krämpfe wichen nicht, das Fieber schüttelte ihn; er selbst war sich klar, er werde höchstens 50 Jahre alt werden. Der hochgewachsene Mann mit dem militärisch streifen Gang, dem lockenunrahnten, schmalen, tieflichen Angesicht, dem herzagewinnenden Blick und sprühend warmen Auge, das wie im Hinterhalt lag unter der gedankenvoll mächtig breit gewölbten Stirne: er ging nur mühsam die Treppen; der Körper war nur der träge Gefährte seiner Seele. Er rang um jede gute Stunde; aber immer fester zog ihn die Drangheit in ihre erstickenden Umhüllungen. Verzichtend auf alle Geselligkeit, machte er die Nacht zum Tage und tat in rastloser Hingabe, in fabelhafter Konzentration sein Lebenswerk, schaffend, schaffend und nochmals schaffend, und aus seiner Seele erhoben sich, glänzend und groß, die Jungfrau und Donna Diabella, Talbot und Gertrud, Elisabeth, Maria und Maria, die er erlamm, den Tod im Herzen, aber mit sonnenheller Seele. Von seiner gewinnenden Herzgutsheiterkeit und Güte, die immer sich gleich blieb, berückten alle, die ihn sahen. Die Freiheit war in ihm, die überweltlich ist. Sein Haupt neigte sich zum Sterben: da auf dem Totenbett war sein letztes Wort, als man fragte, wie es ihm gehe: „Heitiger, immer heitiger." — Die Dummheit ist heitler, aber ernst, bitter ernst ist das Leben. Das hat er

an sich erfahren. Der Fruchtbaum war unter der Last seiner Früchte zusammengebrochen, der Palm geknickt, weil die Ähre zu schwer war, die er trug. Goethe hat wohl wenige Männer geliebt; von Schillers letzten Lebensjahren aber war und blieb sein Herz im Tiefsten ergriffen, und das hat dauernd in ihm nachgewirkt. Denn womit endet sein „Gauß?" Er endet damit, daß am Schluß seines Erdendallens der Held endlich seine Kraft für die Gesamtheit einzusetzen lernt und in Zuerst die Entwicklung des Menschengeschlechts durch die eigene Tatkraft fördert. Das ist die Idee, in deren Dienst er Schiller sich verzehren sah: „wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet." Wer so strebend sich bemüht, der ist schon erlöst: in Schiller sah er das vor Augen.

So ist es denn müßig zu fragen, wie unsere Gegenwart über Schiller urteilt. Unsere Zeit ist kein Maßstab für Schiller. Vielmehr Schiller ist ein Maßstab, und an ihrem Verhältnis zu ihm messen wir unsere Gegenwart. Glückselig — mit diesem Ausruf ersehen wir uns von seiner Gruft — glücklich jede Generation und jeder einzelne Mensch, in dem Schillers Leben und Dichten auch einmal wie bei Goethe zu einem erweckenden Lebensereignis geworden ist. „Werst die Angst des Erdischen von euch!" dieser hochpriesterliche Ruf Schillers richtet sich an alle Zeiten, er richtet sich an alle die, die hinaus wollen über die Grenzen ihres Ichs und in denen sich sehnlichstvoll die Flügel regen zu einem Flug ins Unendliche.